

Cherchez la Femme

Fortuna, Göttin des Glücks

Charm* am Bettelarmband
 von Jella Jost

Ich schreibe heute über Fortuna, ach, weiblicher Mythos des Glücks und Schicksals, immer mit dem Füllhorn an der Seite. Der Autor und Philosoph Franz Schuh (Selbstbezeichnung: kleinbürgerlicher Individual-Anarchist) hat ein Buch geschrieben mit dem Titel *Fortuna*. Ja, diesen Schuh zieh ich mir an. Wer hat nicht schon unzählige Male über das kleine und ganz große Glück nachgedacht, über das geflohene Glück geflucht, geheult oder geschrieben, über das sich nicht und nicht einstellende Glück Herz oder Verstand verloren oder ist im industriellen Glück des politisch Unfassbaren untergegangen? Über das Glück wird ja viel geschrieben, in Talk-Shows gesprochen, in Filmen sehnsüchtig zelebriert oder abmontiert oder es werden die fortunalen Glücks-Worte auf den schmalen Lippen mit Lügen getragen. Das kennen wir ja zu Genüge. Der Wortschwall der Hyänen wie eine Fontäne aus dem schrecklichen Loch sich ins Mediale ergießend, fast einer Ejaculatio praecox ähnlich. Man will den Moment zurückhalten, aber letztendlich gelingt es nicht. Irgendwann drängt alles an die Oberfläche. Aber die politischen Sprachrohre an der Front halten diejenigen dahinter sauber, damit man sich nicht die weiße Weste bekleckert. Das ist ähnlich dem Cyber-Sex, man muss sich nicht mehr schmutzig machen, sich nicht mehr der Wirklichkeit aussetzen, man fungiert hinter verschlossenen Türen. Ich finde das schlimmer als das Biedermeier.

Franz Schuh schreibt in *Fortuna, Magazin des Glücks* über das Glück aus vielen Perspektiven. Er springt assoziierend von einem Gedanken zum Nächsten, was gar nicht stört, im Gegenteil, ich höre ihn direkt beim Lesen sprechen in seinem fließenden Duktus in melancholischer Melodie eines zarten Timbres. «Die gigantische Glücks-Industrie», schreibt er,

«ist nicht nur für die Reichen und Schönen, auch die Armen werden massenmedial billig mit Glück versorgt (oder besser: mit Glückersatz) versorgt. Die Lehre, die dahintersteckt, kann zynisch sein, dass es nämlich viele Menschen gibt, denen nur das Glück, das sie nicht haben werden, helfen könnte.»

Omnes ingeniosos melancholicos esse Alle nennenswerten Geister sind traurig

Diese Glücks-Versprechen, die als Sicherheits-Versprechen verkauft werden, als Versprechen für Arbeit für alle, als Versprechen, dass jene, die fleißig sind, Arbeit finden, dass an allem, was hier jetzt bei uns passiert, die paar Tausend Flüchtlinge schuld sind – ja, diese Worte kommen als Statements simpel, banal, grausam daher, quasi als Beitrag zur «gesunden» und «glücklichen» gesellschaftspolitischen Resilienz, wie in der heilen Schäringer-Österreich-Werbung. Man klammert sich an den Rockzipfel der heimatischen Fortuna wie das sprichwörtliche Klammern an Mamas Schürze. Bei Schuh lese ich: «Überall, wo man sich mit Elan, also mit Lebenswillen engagiert, kann man seine Enttäuschungen erleben, und vollkommen enttäuscht ist nach Schopenhauer der Weise. Der Weise weiß, Schmerz und Trübsal machen das Leben aus, und er negiert den Lebenswillen. In dieser Negation, in der Abwendung vom Leben kann er sich dem geistigen Leben widmen, der Philosophie und dem Schönen. Das allein, so Schopenhauer, macht ein Leben erträglich, in dem der Tod das letzte Wort hat.» In der Tat, dieses Schicksal ereilt alle, ohne Widerrede. Und das ist ein Glück. Wenn Schuh über den Tod und das Leiden seiner Mutter spricht, erklingt in mir eine Saite, sie vibriert. Wie habe ich die bedrückenden Bilder meiner eigenen demontierten Mutter noch vor mir, die Bilder des unerbittlichen Zerfalls des Denkens, die Bilder der überforderten, übermächtigten Pflegerinnen aus der Slowakei, deren Agentur in Wien einen nicht unbedeutenden Anteil dessen, was meine

Mutter bezahlte, einbehielt. 400 Euro für zwei Wochen durchgehende 24-Stunden-Pflege. Und? Da sieht man ganz klar, bei wem das Glück zuhause ist oder besser: eigentlich sein müsste.

Wer durchkommen will, braucht Glück (Bertolt Brecht)

Stand Fortuna in der Athener Schule noch hoch im Kurs der Philosophie der durchaus nur männlichen Philosophen Sokrates, Aristoteles, Alkibiades, Diogenes, Heraklit, Ptolemäus, Averroes, Pythagoras, Platon und Euklid, als Repräsentanten und auch Kritiker der Welt und deren Gesellschaft, so scheint heute das billige schnelle Glück für jedermann und jederfrau zugänglich zu sein. Ich bin ja auch mit den Slogans aufgewachsen *Jeder ist seines Glückes Schmied*, ganz zu schweigen von *Das Glück is a Vogerl* ... oder *Schmiede das Eisen, solange es noch heiß ist*. Man muss erst einmal das Eisen überhaupt haben. Ja, das Glück ist ein Stück Eisen. Heute Stahl. Am nächsten Tag dann Waffen. Exporte. Ach, da fällt mir was ganz und gar nicht Glückseliges ein, nämlich die Erinnerung an den besten Freund meines Vaters, der seine Tochter – in meinem Alter – an einen Waffenhändler verkaufte, nein, Entschuldigung: vermählte. Selbst mein in strammer rechter Gesinnung aufgewachsener Vater fragte ihn daraufhin, ob er völlig verrückt geworden sei. Immerhin. Mein Vater. Das Antiglück als lebenslanger Leidensprozess. Ehemaliger SS-Soldat. Da steht das Glück nicht mit dir an der Front, sondern du schießt es blutig tot mit jedem Schuss – die Millionen Toten. Mein Vater entkam dem Budapester Kessel (ein historischer Terminus) als einer der 700 von 70.000. Auch eine Art von Glück – in diesem sich permanent wiederholenden Weltchauspiel des Krieges, dem monströsesten Spektakel all unser Unglücks. «Das Glück liegt im Atmen; frei atmen zu können», sagt Schuh, und: «Im Aufatmen liegt sehr viel von Glück.» Mit vielgepriesenen Methoden und mit der Zuversicht allein kommen wir nicht durch.



GRAPHIC: JELLA JOST

Jeder von uns braucht Glück. Und jeder empfindet darunter etwas anderes, zeitabhängig, ortsabhängig und vom Alter. Manch einer ist froh, wenn er schon Luft kriegt. Manch einer unglücklich, weil er die 100. Million verlor. Wo Schuh mir wirklich ganz nah geht, das ist der Part in seinem Buch, wo er seine Kinder- und Jugendzeit im Gemeindebau beschreibt. Es sind zwar nur ein paar Seiten, aber meiner Meinung nach verblasst da jeder Kaiser-mühlen-Blues oder Mundl. Er erzählt von lebensfeindlichen Verboten, dass er, als er zehnjährig nach England kam, schnell begriff, dass dort eine andere Welt war, nicht zuletzt, weil die Parks und Gärten öffentlich waren, der Rasen also betretbar. Wer kann sich noch erinnern? «Die Befreiung

des Rasens» – schreibt Schuh – «vom Verbot, ihn zu betreten, war eine erstaunliche Kulturleistung des bis heute relativ autoritären Österreichs.» Ich erinnere mich. Ich bin als Kind in einer Buwog-Wohnung aufgewachsen, das waren die Wohnungen für die Bundesbediensteten, und mein Vater war als Burgtheaterschauspieler demzufolge künstlerisch verbeamtet. Neben uns ragten zahlreichen Hochhäuser (10 Stockwerke) der Gemeinde aus der Wiese, neben der Döblinger Hauptstraße, im Zitronengelb und Blassrosa der 60er, nach und nach verdreckter und renovierungsbedürftig. Meine beste Freundin lebte dort, ihr Name sei nicht gesagt. Das waren Verhältnisse, die ich erst später verstand. Die Eltern waren Kettenraucher, der Dunst

...des Glück is a Vogerl...

füllte die Wohnung, meine Freundin wurde zum ständigen Zigarettenholen verdammt. Da gab es kein Verweigern, nur Schreien. Und Watschen. Die Wohnung war spärlich eingerichtet. Die Leute waren arm. Aber zumindest mit Heizung, Warmwasser und Dach überm Kopf. Der Vater starb bald an Krebs. Aber auch neben uns im Altbau im Erdgeschoss wohnte eine meiner Freundinnen mit ihren Geschwistern und Eltern auf Zimmer-Kuchl. Die Wäsche hing stets quer durchs Wohnzimmer. Meine Mutter war mit dieser Freundin nicht einverstanden, sie verstand sich ja als Bürgerliche, Privilegierte, im obersten Geschoss des Buwog-Miets-Hauses mit Terrasse in Grünlage wohnend. Man glaubt es nicht, was sich da an Status-Glücks-Spielen abspielte! Und erst der Hausmeister, ident mit jenem in Franz Schuhs Buch. Ein Teufel. Und später schrieb meine Mutter dann partout den Titel meines Vaters auf das Namensschild. Professor Peter Jost stand dann da. Zum Glück hatten mein Bruder und ich damals schon laut darüber lachen können. Aber der besitzende Blick des Hausmeisters bleibt mir ewig in Erinnerung. Für wen letztendlich der Titel am Namensschild angebracht wurde, weiß ich nicht, aber ich vermute, um sich aus den geglaubten Niederungen eines bürgerlichen Mittelstandes über den Buwog-Balkon hinauszuheben. Die Buwog-Wohnung wurde uns nach dem Tod meiner Mutter ganz einfach weggenommen.

Sie wurde für viel Geld verkauft. Den Rest der Geschichte kennen wir. Sollen sich alle «Hausherren über die bloße Existenz von Gemeindewohnungen zu Tode ärgern, alle Immobilienversilberer, die den freien Wohnungsmarkt als ihre blutige Spielwiese haben (blutig deshalb, weil die Kundschaft sich dort ausblutet)», schreibt Franz Schuh. Die Despoten des Glücks sind das Kapital und der Status, meine ich.

«Im Sinne Ernst Jandls: wir wünschen allen alles Gute.» (Franz Schuh) ■

* Charm nennt man heute die kleinen Anhänger eines Bettelarmbandes, dessen Name vermutlich daher kommt, dass man die vielen Anhänger nach und nach von anderen erhielt oder sozusagen «erbettelte».